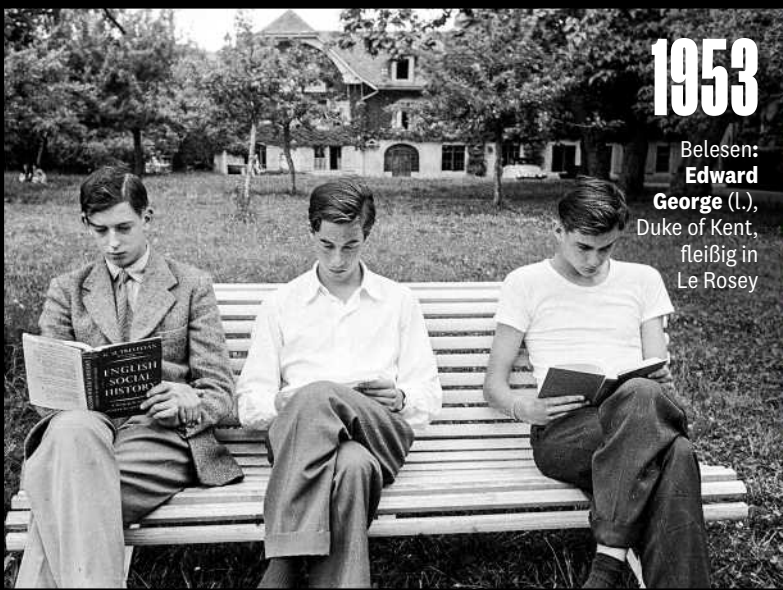


LEBEN

SCHULBANK DER ELITE



1953

Belesen:
**Edward
George (I.),**
Duke of Kent,
fleißig in
Le Rosey

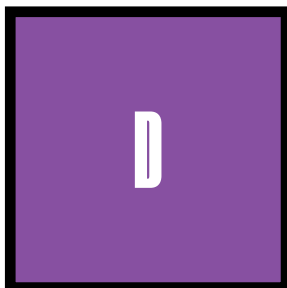
Wo Milliardärskindern das Taschengeld gekürzt wird:
Le Rosey in der Schweiz
ist das exklusivste – und
teuerste – Internat der Welt.



2014

Das Auge liest mit:
Der Kuppelbau Carnal
Hall mit Konzertsaal,
Lernzentrum und
Teilen der Bibliothek





Das Tor, gut drei Meter hoch und aus verschnörkeltem Schmiedeeisen, trennt zwei Welten.

Vor dem Tor liegt Rolle, ein verschlafenes Nest am Genfer See unterhalb der Weinberge zwischen Genf und Lausanne im Schweizer Kanton Waadt, 6300 Einwohner. Man muss an einem Hochhaus vorbei, durch eine Bahnunterführung, um zu dem Tor zu gelangen. Kameras überwachen jeden Gast, der die Grenze zwischen drinnen und draußen passieren will.

Wer das Tor durchschreiten darf, den empfängt eine Allee prächtiger alter Bäume, an deren Ende ein Schloss aus dem 14. Jahrhundert samt Nebengebäuden liegt: Château de Rosey. Unweit davon, als hätte ein Ufo hier einen Zwischenstopp eingelegt, erhebt sich ein runder Bau aus Glas und Beton. 28 Hektar misst das Gelände, 160 Lehrer, 148 Angestellte, 460 Schülerinnen und Schüler aus 70 Ländern sind hier zu Hause. Le Rosey ist das exklusivste

Internat der Welt. Hier lernt der Nachwuchs der globalen Elite alles, was er zu brauchen meint, um die Welt jenseits des schmiedeeisernen Tores zu erobern.

Le Rosey ist ein Nest für junge Millionäre, Milliardäre und einige wenige, die es noch werden wollen. Seit Generationen wird im ältesten Internat der Schweiz, gegründet 1880, die Jugend der Reichen und Mächtigen erzogen.

Erben der Rothschilds, Rockefellers, Gettys und Taittingers haben ihre Weltsicht von hier, der Nestlé-Erbe **Patrick Liotard-Vogt**. Kinder von Präsidenten, Königen, Nachkommen der Hohenzollern, Metternichs, selbst der Schah von Persien. Sprösslinge von **John Lennon, Elizabeth Taylor, Diana Ross, Roger Moore**, selbst Mitglieder der Band The Strokes.

Heißt es. Denn über Schüler spricht man in Le Rosey nicht. Nur alle paar Jahre lassen sie mal einen Journalisten, eine Journalistin das hohe Tor passie-

ren. Für den Besuch gilt: keine Fotos, keine Namen.

„Le Rosey hat natürlich diesen Mythos, das Geheimnisvolle“, sagt **Janka Zöllner** (38). Die Geschäftsführerin der Internatsberatung „Töchter & Söhne“ in Wiesbaden weiß aber auch, das ist nichts für jedermann. Und das nicht nur aus finanziellen Gründen. „Wer dorthin geht, muss schon sehr selbstbewusst sein, damit ihn nicht allein diese Kulisse einschüchtert.“

Das Jahr im Internat der Superlative folgt seinem ganz eigenen Rhythmus. Seit 1916 zieht die Schule im Winter ins noble Gstaad: Am Vormittag ist Unterricht, am Nachmittag stehen Skifahren und Eishockey auf dem Plan. Im April kehrt der Kader zurück an den Genfer See, zum Rudern und Segeln. Auch die beiden Standorte machen das Institut Le Rosey zur teuersten Schule der Welt.

144.900 Franken, rund 150.000 Euro, kostet ein Schuljahr, fast dreimal mehr als die britische Elite-Einrichtung Eton. Für vermögende Familien kein Problem, das engt den Kreis der Bewerberinnen und Bewerber erfreulich ein. Aber eine Garantie, aufgenommen zu werden, stellt Schulleiter und Inhaber **Christophe Gudin** (39) klar: „Die gibt es nie.“ Mit Zusatzkosten für Registrierung und Krankenversicherung ist man schnell bei knapp 152.000 Franken im Jahr, für das International Baccalaureate (IB), das internationale Abitur, schlagen noch mal 13.000 Franken zu Buche. Dahinter fällt selbst das „Institut auf dem Rosenberg“, die Konkurrenz in St. Gallen, zurück.

Allein der Ruf kann so teuer nicht sein. Offenbar zahlt sich aus, was hier vermittelt wird. Und an wen. Auch Milliardärseltern wollen etwas für ihr Geld

Fotos: Le Rosey, Carlo Bavagnoli / The LIFE Picture Collection / Shutterstock



sehen. Die Kontakte und Freundschaften aus Le Rosey halten oft ein Leben lang. „Das Netzwerk spielt eine Rolle“, gibt Gudín zu. „Es ist sicher nicht das einzige Kriterium, aber für viele Familien eine Überlegung wert.“

615 Bewerber auf 90 Plätze

Mitte Juni, kurz vor Ende des Schuljahrs, ist Prüfungszeit. Deshalb ist kaum ein junger Mensch auf dem Gelände zu sehen. Wie praktisch. **Felipe Laurent** (32), Mitglied des Auswahlteams und „Ancien Roséen“, ein Ehemaliger, führt die Journalistin über das Schulgelände. Der gebürtige Kolumbianer trägt Anzug, Hut, Lederschuhe; mit 13 Jahren kam er in die Schweiz, sprach anfangs nur Spanisch. Längst ist sein Englisch und Französisch, die beiden Schulsprachen, geschliffen wie sein Auftreten, auch Deutsch versteht er, jedes Wort.

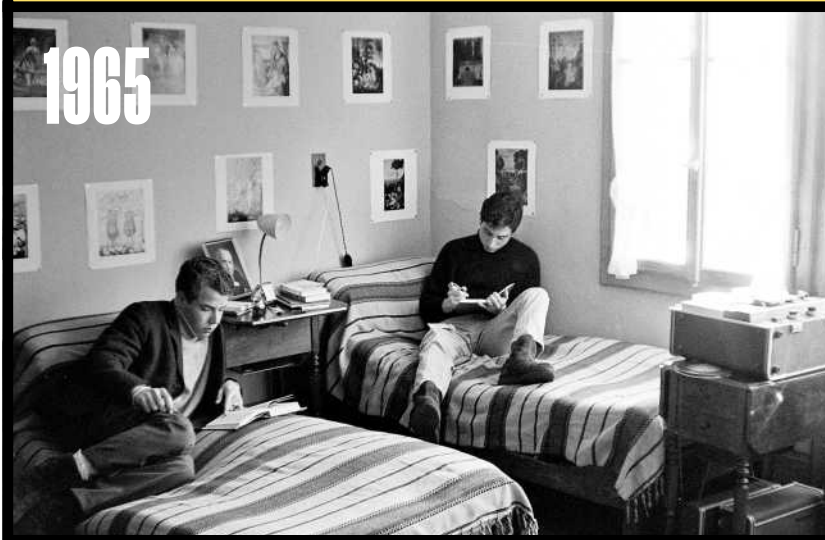
Im Eilschritt geht es unter Linden vorbei an Swimmingpools, Tennis- und Rugbyplätzen, nebenbei erfährt man: Es gibt auch Stipendien, etwa zehn, für akademische Bestleistung, besondere Begabung in Kunst, Musik. Doch die Förderung läuft nur für ein Jahr – und deckt nur einen Teil der Kosten. Dass Le Rosey eine Schule für Superreiche ist, damit hat man hier gar kein Problem. Warum auch? Auf 90 Plätze kamen zuletzt 615 Bewerber, einen Tag dauert der Aufnahmetest, die Schule kann sich ihre Zöglinge aussuchen. Und die Eltern gleich mit.

Dafür fliegt ein Team regelmäßig um den Erdball: Monaco und New York, Hongkong oder Tokio. **Patrick Zürcher** (57), Leiter des Auswahlteams, ist gerade aus Rom zurück. Warum der Aufwand, wenn doch genug kommen wollen? Die Richtigen müssen es sein.

Direktor Gudín hat ein Auge darauf. „Die meisten Lehrer, die neu zu uns kommen, fürchten, dass hier die Eltern bestimmen. Aber nach einem Jahr sagen sie: Das ist die Schule, in der sie sich am wenigsten einmischen.“ Gudín, groß, schlank, im dunklen Anzug, war 29 Jahre alt, als er die Schule von seinem Vater übernahm. Er führt sie wie ein Familienunternehmen. „Wir haben hier eine lange Tradition. Wir können sagen, so handhaben wir das. Und wir



Doppelzimmer, ohne Service: Für manche Schüler ist schon die Ankunft in der Schule ein echter Komfortschock



sind unabhängig, außer den Schulgebühren nehmen wir kein Geld. Wer damit anfängt, verliert die Kontrolle.“

Auch dank des Auswahlprozesses sei Rosey wirklich international, betont Zürcher: „Anders als an britischen Schulen sollen Schüler hier ihre Kultur zeigen, nicht verstecken.“ Die Hälfte der „Roséens“, wie die Internatsschülerinnen und -schüler heißen, stammt aus Europa, aus Großbritannien, der Schweiz, Frankreich, Deutschland. Ein Viertel kommt aus Asien, 14 Prozent aus Latein- und Nordamerika, je 4 Prozent aus dem Nahen Osten und Afrika, 2 Prozent aus Ozeanien. Mehr als ein Zehntel aus einem Sprachraum nimmt die Schule nicht auf. Deshalb sitzen nur

sechs im Deutschunterricht. Pädagogische Traumquoten.

Je tiefer man eintaucht in den Bildungskosmos der Hochvermögenden, die privaten Grundschulen, elitären Vorbereitungsschulen und hochpreisigen Sommercamps, umso deutlicher wird: Es ist ein sehr gutes Geschäft – und keiner beherrscht es besser als die Eidgenossen. Wissen als Ware, Kinder als Investition. Neben der Alpenidylle bietet die Schweiz Vielsprachigkeit, Weltoffenheit, Sicherheit, Tradition, Erziehung auf höchstem Niveau.

„Wir starren in Deutschland mit diesem Neidblick auf Eliteschulen“, so Internatsvermittlerin Zöller, „in der Schweiz hat man weniger Probleme ➤

damit.“ In den vergangenen 15 Jahren haben sich die Gebühren der gefragtesten Privatschulen und Internate mehr als verdoppelt. Die Kapitulation vieler staatlicher Schulen in der Pandemie hat den Boom zusätzlich befeuert. Zöllner sagt: „Das öffentliche Schulsystem ist auch für viele Deutsche keine Option mehr. Der Frust ist groß.“

Le Rosey besitzt einen eigenen Jachtclub, einen Reitstall mit 30 Pferden, ein Spa, einen Schießstand. Ein Golfklub liegt ganz in der Nähe. Auf dem Campus werden 32 Sprachen gesprochen, auch Hindi, Suaheli unterrichtet, selbst Dzongkha, die Amtssprache Bhutans. Es gibt drei Orchester, zwei Chöre. Auch die Überwinterung in Gstaad folgt dieser Philosophie. „Die Tatsache, dass keine Routine aufkommt, ist sehr

wichtig in Rosey“, weiß Schulleiter Gutin. „Du musst dich ständig anpassen können. Das Leben hier zwingt dich, dich zu verändern, zu hinterfragen, wer du bist, mit wem du dich umgibst, wie du Sport machst. Sich anzupassen ist eine Fähigkeit, die immer wichtig war, aber noch viel wichtiger werden wird.“

Schon die Ankunft in der Schule hält für einige Hochwöhlgeborene den ersten Komfortschock bereit. „La Combe“ heißt die Unterkunft der Mädchen, nach Alter auf „Maisons“ verteilt, sie erinnert an ein einfaches Landgut. Einige seien anfangs über die eher schlichten Zimmer erschrocken, andere über die Tatsache, sie überhaupt teilen zu müssen. Leben wie im Luxushotel? Keineswegs. Dafür wird es abends ganz schick.

„HIER GIBT ES IMMER EINEN, DER REICHER IST ALS DU.“

Internatsleiter
Christophe Gudin

In der neuen Konzerthalle etwa. Gebaut vom Schweizer Architekten **Bernard Tschumi** für 52 Millionen Franken, mit Bibliothek und Proberäumen; zur Eröffnung 2014 spielte Londons Royal Philharmonic Orchestra. Wo sonst treten **Phil Collins**, **Morcheeba** und die Berliner Philharmoniker in der Schulaula auf?

Zur Strafe ab in den Pool

Das Regelwerk ist ausladend – ein 19 Seiten langer Katalog. Macht jemand keine Hausaufgaben, folgen Strafen. Oder euphemistisch auf Französisch ausgedrückt: „Le Petit Boulot“, eine kleine Arbeit. Laub fegen, Äpfel ernten. Bei leichten Verstößen – Verspätung, unaufgeräumte Zimmer – muss man laufen oder im Pool Bahnen ziehen.

Gudin verspricht: „Hier kann man sich nicht darauf verlassen, wer die Eltern sind. Wir hatten eine Schülerin, beide Eltern sind Hollywoodstars. Sie sagte, in den USA sei sie immer nur ‚die Tochter von‘ gewesen. Hier war das die ersten zwei Tage interessant, dann vergaßen es alle – und sie konnte endlich sie selbst sein.“ Das mache Rosey aus: „Hier zählt nur, was du tust. ‚Actis virtus‘ ist unser Motto: Sei durch dein Tun.“ Reich sind hier alle.

Deswegen gehören Verzicht und Mäßigung zu den höheren Tugenden – und sei es nur im Umgang mit digitalen Medien. Im Unterricht nutzt zwar jeder einen Laptop. „Aber von 7 Uhr bis 19 Uhr wollen wir keine Handys sehen“, so der Direktor. Eine kurze „Onlinezeit“ gibt es am Abend, zwischen „Coucher“ (lights out) und „Lever“ (wake-up) wird das Wi-Fi gekappt. Sicher ist sicher.

Das gilt auch für das strenge Drogenverbot. Regelmäßige Urintests sind Pflicht. Einen Verweis wollen die wenigsten riskieren. Viel Zeit, die „Codes“ zu übertreten, bleibt ohnehin nicht bei dem straffen Tagesplan. In Rolle wird ab 8 Uhr gelernt, ab 16 Uhr steht



2019



1982

Schule der Superlative:
Der Bildungscampus von
Le Rosey am Genfer See;
das älteste Internat der
Schweiz erinnert teils an
ein einfaches Landgut



Spaß in Gstaad: Die Schule ist für das ehemalige Bauerndorf längst ein Wirtschaftsfaktor



Sport oder Kunst auf dem Programm, 19.30 Uhr Abendessen. Der Dresscode variiert jeweils von „casual“ bis „formell“, die Schuluniform ist aber nur bei offiziellen Anlässen Pflicht.

Hoodies sind verpönt, Kappen auch, nicht zu viel Schmuck, Make-up, Haar (sonst geht es zum Friseur). Hände aus den Taschen, Kopfhörer raus, wenn ein Erwachsener spricht. Man zeigt Respekt, auch am Ende des Unterrichts: „Thank you, Sir“ oder „Thank you, Mam“, ruft die Klasse. Beim Abendessen bedient jeder im regelmäßigen Wechsel die anderen. Danach wird oft noch gelernt. Gute Noten sind Pflicht. Ein Drittel der Schülerinnen und Schüler geht später an die Top-30-Unis weltweit, Yale, Oxford, Cambridge.

Soziales Engagement für den CV

Sollte es trotzdem einmal eng werden mit der Berufswahl, gibt es mehr als 6000 Ehemalige in 112 Ländern, verteilt auf 5 Kontinente.

In Mali hat Le Rosey eine Schule aufgebaut, für 1500 Schüler. Im Camp in Kenia sollen die Jugendlichen mit einem Dokumentarfilmer, einem „Ancien“, das Leben der Massai festhalten. „Lernen, indem man anderen hilft“, sagt Gudin. Der Blick aus der Blase der Superreichen auf das Leben der weniger Verwöhnten schärft die Perspektive auf das eigene Glück. Und macht sich nebenbei gut im Lebenslauf – immer mehr Topuniversitäten erwarten soziales Engagement.

40 bis 120 Franken Taschengeld pro Woche bekommen die Schüler, je nach Alter, jeder die gleiche Summe. Potenzielle Protzer lernen schnell, „das ist nicht die Art, sich hier beliebt zu machen“, stellt Gudin klar. „Alle wissen,

dass sie aus wohlhabenden Familien stammen. Hier gibt es immer einen, der reicher ist als du.“

Das zeigt sich auch in Gstaad, dem Nobelskiort. Verschlossen, reich, ruhig, mit eigenem Flughafen. Wohin würde Le Rosey besser passen? Das einst arme Bauerndorf ist heute der teuerste Wintersportort der Schweiz – laut der internationalen Immobilienagentur Knight Frank kosten die Chalets hier noch mehr als in Sankt Moritz, Kitzbühel oder Davos. Auch wegen Le Rosey. Rund 11.000 Einwohner, 11.000 Kühe, 50 Milliardärsfamilien. Und deren Kinder. Viele leisten sich hier einen weiteren Wohnsitz, schicken die Söhne und Töchter dann ins Internat. Die Schule ist längst ein Wirtschaftsfaktor.

Einmal im Jahr kommen die Eltern zum „Rosey-Wochenende“ eingeflogen. Mitte Februar. Vier Tage steht Gstaad Kopf, neben Weihnachten und Neujahr ist es die dritte Hochsaison für den Ort im Berner Oberland. Dann geht, was sonst strikt verboten ist: Man feiert gemeinsam. Zum Beispiel im „Palace“, halb Neuschwanstein, halb Disney-Palast, ein Grandhotel von 1913, **Michael Jackson** wollte es einst kaufen. Oder man trinkt im „Eagle Ski Club“, wie schon **Gunter Sachs** und **Roger Moore**, den wohl teuersten „Vin Chaud“. Willkommen sind nur Mitglieder, 500 sollen es sein, darunter viele „Anciens Roséens“. Aufnahmegebühr: 50.000 Franken, heißt es, man muss empfohlen werden.

Im Februar ist es düster und neblig am Genfer See. „Da will man nicht draußen sein“, begründet Direktor Gudin den Tapetenwechsel. In Gstaad scheint oft die Sonne, der Schnee glitzert. „Aber es geht um mehr. Es ist eine

andere Art, miteinander umzugehen, die Bindungen werden tiefer.“

Die Schule verteilt sich in Gstaad auf verschiedene Chalets, alte Holzhäuser, mitten im Dorf. Kein Tor trennt die Schule vom Rest der Welt. Für viele Rosey-Schüler ist es die beste Zeit des Jahres. „Nur zu kurz“, sagt Victoria* aus Bayern im Chalet Rex. Sie kam vor drei Jahren, Distanzlernen in der Pandemie war nichts für sie, dann lieber gleich in die Schweiz. Was gefällt ihr nicht: „Um 5 Uhr aufstehen.“ Aber das sei ja nur im Frühling, für das Rudertraining, ergänzt sie höflich. Dann muss sie los. Sie hat nur zehn Minuten Pause.

In einem anderen Chalet beginnt die Englischstunde. „Nobody’s perfect. But we’re working on it!“ – kein Schulmotto, sondern ein Cartoon, es geht um Vor- und Nachteile der Gentechnik. Sieben Schüler diskutieren, jeder hat seinen Laptop vor sich, auch Charlotte* aus Norddeutschland. Seit Herbst ist sie Roséenne, erst „nur auf der Warteliste, dann ging es schnell“. Sie reitet, war vorher auf einem schottischen Internat. Danach wusste sie, so kann Schule auch sein. Ihre Mutter hätte sie lieber in der Nähe. Aber sie wollte auf eine echte internationale Schule.

Eliteschule? Deshalb sei sie hier. „Und: Es wird nicht mehr der Name googelt, sich lustig gemacht.“ Charlotte will ins Skiteam, muss noch besser werden, nachher ist Training auf dem Wassergrat – der „Tiger Run“ ist mit 45 Grad die steilste Piste. Dann sind auch ihre zehn Minuten um. Le-Rosey-Schüler achten darauf, pünktlich zu sein. Das Regelwerk gilt auch in Gstaad.

■ *Viola Keeve*

*Namen von der Redaktion geändert.